

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 4

Artikel: Johannes Dierauer : ein schweizerischer Geschichtsschreiber 1842-1920
Autor: Greyerz, Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

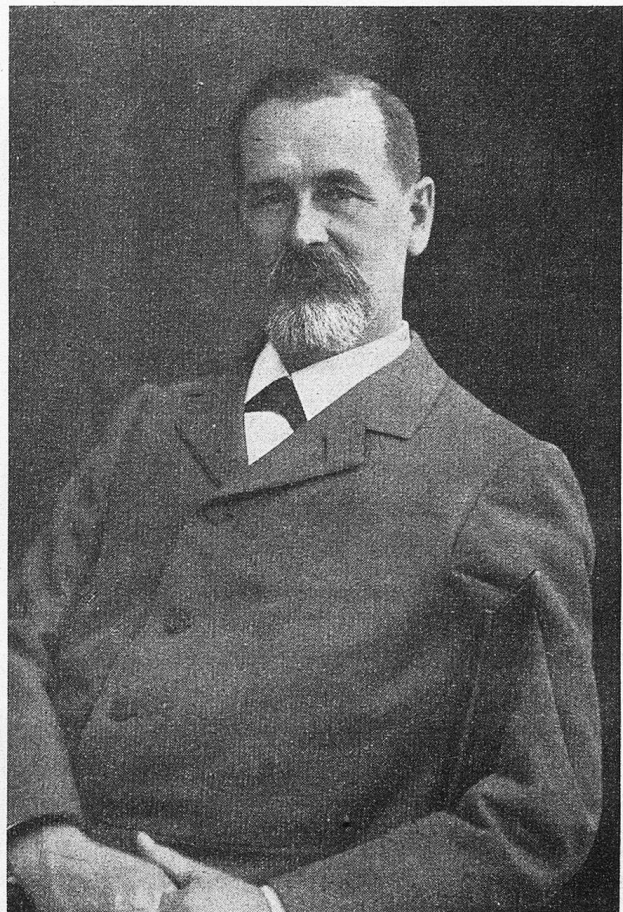
Johannes Dierauer

ein schweizerischer Geschichtsschreiber
1842—1920

Am 20. März 1842, also vor 100 Jahren, wurde in dem Bauernhaus zum Rüden, das über dem Dorf Berneck im St. Gallischen Rheintal liegt und einen weiten Ausblick über die Landschaft bietet, von einfachen, intelligenten Bauernleuten Johannes Dierauer geboren, der einmal ein bedeutender Geschichtsschreiber werden sollte und es verdient, daß zu Ehren seines 100. Geburtstages seiner gedacht werde.

Der Knabe wuchs wie ein anderer Bauernjunge auf, und schwerlich werden seine Eltern besondere Wünsche und Hoffnungen an sein Leben geknüpft haben. Er mußte zu Hause bald tüchtig zugreifen, und die Primarschule, die er im Dorfe besuchte, bedeutete ihm wohl eher Erholung als Anstrengung. Die Eltern, besonders der Vater, in dem unter rauher Schale ein saftiger Kern steckte, erzogen ihn „mit Strenge, aber nicht ohne Liebe“, wie berichtet wird. Der Lehrer war noch einer von der alten Art, der mit seinem Erzieherberuf den des Landwirts verband und sich damit begnügte, seinen Schülern das Lesen, Schreiben und Rechnen, das heißt die Hauptsache, beizubringen, und ihnen etwa Geschichten erzählte, wie sie dem kindlichen Verständnis zugänglich waren. Dierauer hat ihm zeitlebens seine Hochachtung bewahrt.

In der Verwandtschaft gab es mehrere Lehrer, auch Dierauers Vater wäre seiner Zeit gern Lehrer geworden; denn er war ein geweckter, denkender Mann, dazu ein guter Sänger und nahm Anteil an den Angelegenheiten seiner Gemeinde. So ist es nicht zu verwundern, daß der Junge nach der benachbarten Sekundarschule in Rheineck, wo der Onkel Schelling das Schulzepter führte, geschickt wurde. Er konnte bei ihm wohnen und dessen besondere Führung erfahren.



Dieser war es auch, der den Vater dazu veranlaßte, ihn nach zwei Jahren nach St. Gallen an die Kantonschule zu schicken. Das war schon ein bedeutendes Opfer für den Vater. Aber die guten Zeugnisse, die Johannes in die Ferien heim brachte, sein Eifer im Lernen, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß das Geld bei ihm gut angewendet war. Da der Onkel unterdessen selber an die Mädchenschule nach St. Gallen übergesiedelt war, so konnte Dierauer auch ferner bei ihm wohnen und seine Erziehung genießen. Viel wird man ihm nicht haben sagen müssen; denn er hatte die Strebsamkeit in sich; er wußte, wozu er dort war. Mit den Eltern und dem Bruder blieb er in reger Fühlung, er kümmerte sich in den Briefen noch als Student um das Gedeihen der Reben zu Hause und stand so mit dem Beruf und Heimwesen des Vaters auf vertrautem Fuße.

In St. Gallen ging es dem Industrieschüler gut. Er interessierte sich für alles, arbeitete tapfer und ungeheißt, und als das Ende seiner Kantonschulzeit herannahete, hatte er es bei den Ka-

detten zum Feldweibel gebracht, war auch u. a. ein begeisterter Stenograph geworden. Die Lehrer flößten ihm Achtung ein, und ihm selber schwebte als Ziel dieser Beruf vor Augen. Mit 19 Jahren wagte er es, anstatt der Maturität gleich die Sekundarlehrerprüfung zu bestehen. War das Ergebnis auch nicht glänzend, so doch genügend; er konnte also gleich eine Stelle als Reallehrer in Flawil annehmen.

Er sagte später noch, das sei fast seine glücklichste Zeit gewesen. Er unterrichtete allein und in allen Fächern seine etwa 20 Schüler. Zwar fehlte ihm jede methodische Schulung; aber ein kluger, wohlgesinnter Primarlehrer im Dorf nahm sich seiner mit guten Ratsschlägen an, so daß der junge Schulmeister bald mit Freuden und Erfolg seines Amtes waltete. Wie sein Vater und seine Mutter war er eine gesellige Natur, wurde Mitglied des Männerchors und gründete sogar einen Gemischten Chor. Das schöne Geschlecht war ihm hold, und er hätte es wohl leicht gehabt, sich fürs Leben in Flawil zu binden. Aber seine Braut war die Wissenschaft, nicht eine Dorfschöne, wie er nach Hause schrieb. Er hatte bei einem Pfarrer in der Nähe Unterricht in Latein und Griechisch erhalten, und sein Sinn stand nun nach der Hochschule. Schon nach drei Jahren Lehrtätigkeit vertauschte er Flawil mit Zürich, um sich dort der Geschichte zu widmen. Er hatte ja jetzt ein hübsches Stück Geld verdient und brauchte dem Vater mit seinen höhern Plänen nicht weiter zur Last zu fallen.

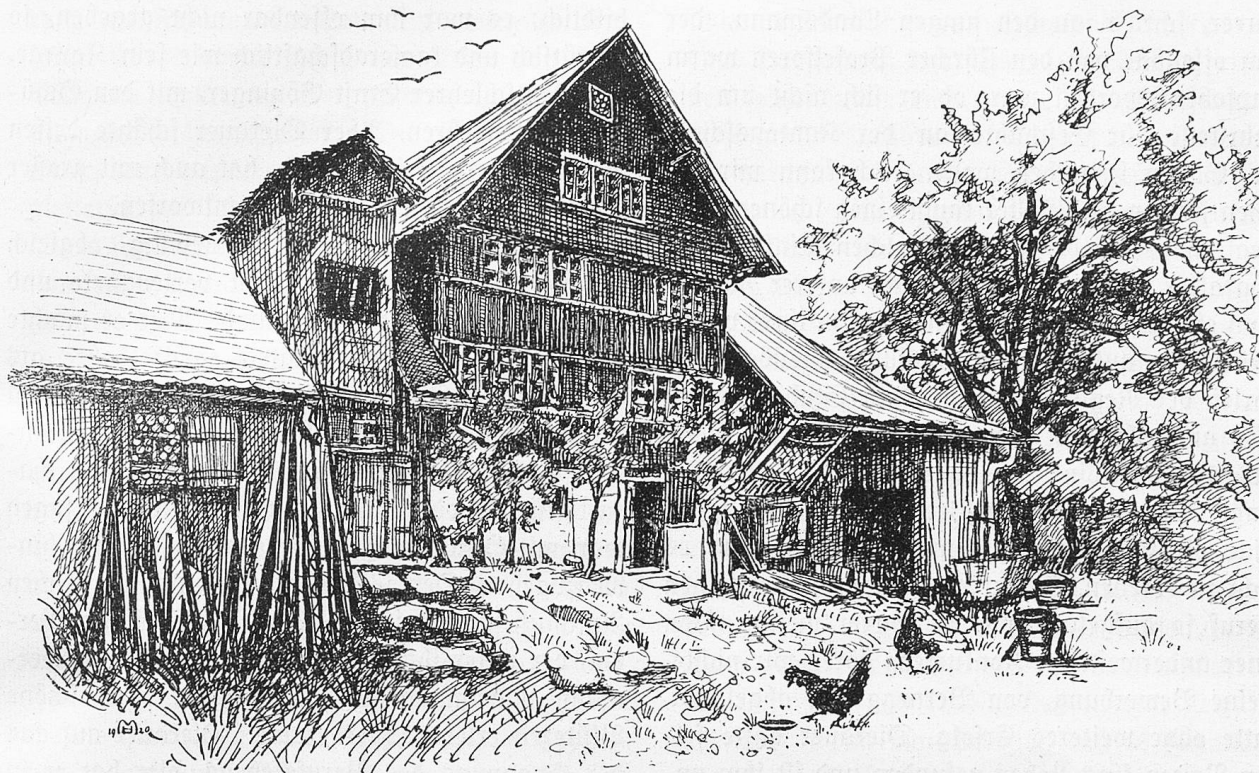
Der 24jährige Student fühlte sich in der neuen Umgebung und Arbeit fast wie in einem Wunderland. Es machte ihm großen Eindruck, daß die Professoren ihre Hörer als „Meine Herren“ anredeten und drei Viertel Stunden lang vortrugen, ohne eine Frage an sie zu stellen. „So eine Vorlesung solltet ihr auch einmal hören!“ schreibt er begeistert nach Hause und läßt die Seinen wie selbstverständlich an dem teilnehmen, was ihn erfüllt. Aber zu Weihnachten 1864 will er nicht nach Hause fahren: „Ich bin eben Student und zum Studieren da“, und „Der Tag sollte zur Arbeit gerade noch einmal so lang sein, dann wäre es so ziemlich recht“, meint er.

Ein schönes Zimmer in der Höhe mit weiter Aussicht auf Stadt und See macht ihm Zürich

von der Naturseite lieb. Bald schließt er sich auch an Mitmenschen an, wird Zosinger und Singstudent und durchstreift an Sonntagen die herrliche Umgebung von Stadt und See mit Freund Schönholzer, einem Thurgauer. Aber die Hauptsache ist und bleibt für ihn das wissenschaftliche Studium, in dessen Geheimnisse er von den Professoren eingeführt wird. Ihre Anschauungen ergreifen ihn mächtig, anfangs besonders die des Deutschen F. Th. Vischer, der auch mit Gottfried Keller freundschaftlich verkehrte; dann fesseln ihn besonders seine Fachprofessoren Bridinger und Georg von Wyß, „der ihm im persönlichen Umgang mit der ganzen Feinheit und Liebenswürdigkeit eines Vertreters der besten alten Zürcher Familien entgegentam.“ Andere Professoren wie Johannes Scherr, dessen Vorlesungen er als „voll Unruh, effekthaschend, grell, anekdotenhaft, mit Neigung zu oft derben Frivolitäten“ empfand, behagten ihm dagegen gar nicht, auch wenn er vor vollen Sälen sprach. Sein Mann war besonders Bridinger, der ihn für Alte Geschichte zu gewinnen wußte. Er machte sich hinter eine Arbeit über den römischen Kaiser Trajan, die ihm einen Preis eintragen und seine Doktordissertation werden sollte.

Aber das Geld war nun bald aufgebraucht, und Dierauer mußte sich nach einer neuen Stelle umsehen. Er nahm deshalb eine Hauslehrerstelle bei einem Pfarrer Pfenninger an und hatte dessen zwei Neffen aus Brasilien zu unterrichten. Die Arbeit nahm den Vormittag in Anspruch, den Nachmittag und Abend hatte er für sich, dazu freie Station und 500 Fr. im Jahr, eine ganz annehmbare Stellung. Im Hause Pfenninger war es ihm auch innerlich wohl; er rühmte noch später den feinen, gemüthlichen Ton, der in der Familie herrschte; das Unterrichten der exotisch gewöhnten Jungen machte ihm allerdings viel Mühe; aber er tat, was er konnte, und erreichte schließlich etwas mit ihnen.

Jetzt waren dem jungen Mann die Schwingen wieder gewachsen, und so wagte er den Flug in die Fremde. Im Sommer 1867 finden wir ihn an der Hochschule in Bonn am Rhein, wo er seine Studien in Geschichte fortsetzte und auch sonst die Augen weit aufstut auf kleinern und größern Reisen, die ihm viele schöne Eindrücke brach-



Das Geburtshaus von Johannes Dierauer

Gezeichnet von seiner Tochter Mary

ten. Schon die Hinfahrt nach Bonn dem Rhein entlang war ihm ein Erlebnis. Von dort aus besuchte er Köln, Lüttich, und im Herbst begab er sich über Holland und Belgien nach Paris. Das war nun der Höhepunkt. Er studierte Menschen und Kunst, Bergbau und Industrie unterwegs und bekam nicht so schnell genug von all dem Schönen und Interessanten. Die Seinen zu Hause erfuhren davon in den Briefen, die er getreulich an sie richtete; sie sollten auch an seinen Freuden teilhaben. Seine Mittel waren zwar auch jetzt bescheiden, und er war froh, als er sich in Brügge bei einem billigen Wirt für ein paar Tage einquartieren und seine durchgelaufenen Schuhe endlich sohlen lassen konnte. In der Kunst imponierte ihm „die Welt urwüchsiger niederländischer Kraft“, auf den Straßen Brügges aber empörte sich sein solides Bauerngemüt über „die Not und Bettlermenge der heruntergekommenen Stadt“.

Paris! Hier brachte er den ganzen Winter in eifrigem Studium und im Genuß der Kunstwerke zu. Zwar mußte er auch hier bescheiden haushalten. Einen Franken im Tag durfte er neben dem täglichen Unterhalt ausgeben, wenn er nicht

„übermarchen“ wollte. Wer das teure Pflaster der Seinestadt je betreten hat, weiß, wie wenig weit ein so bemessenes Taschengeld reicht. Aber er brachte es doch dazu, noch das Theater zu besuchen (in die Oper reichte es allerdings nicht!), und schaffte ganze Tage lang in den wohl versehenen und gut geheizten Bibliotheken, um sich die Heizung in seinem billigen Stübchen zu ersparen. Die Arbeit über Trajan, zu der er prächtige Bilder fand und benutzen konnte, wurde nun beendet und angenommen. Er war Dr. phil. der Universität Zürich geworden. Auch in Paris hatte er Professoren gefunden, die seine Hochachtung erweckten; die feinen Causeurs, die so geistreich zu plaudern wußten, ohne viel Wesentliches zu sagen, schätzte er allerdings mehr um des guten Französisch willen, das man bei ihnen zu hören bekam. Aber nun waren im Frühling 1868 seine Geldmittel erschöpft, und er dachte daran, in einem Institut in England eine Stelle als Sprachlehrer anzunehmen, um auch dieses Kulturland noch in den Kreis seiner Anschauung zu ziehen.

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Erziehungsdirektor des Heimatlantons, Regierungsrat

Saxer, schrieb an den jungen Landsmann, der ihm offenbar von den Zürcher Professoren warm empfohlen worden war, ob er sich nicht um die Lehrstelle für Geschichte an der Kantonschule St. Gallen bewerben wolle. „Ich kann mir für einen jungen St. Galler kaum einen schöneren und idealern Beruf denken... Welchen Einfluß auf Charakter und politische Bildung unserer Jugend kann ein Mann, der seine Stellung in ihrer vollen Bedeutung auffaßt und ausfüllt, ausüben!“ so schrieb der Regierungsmann dem Studenten gerade an dessen 26. Geburtstag! Das sah schon aus wie ein Wink von höherer Hand. Und der junge Mann griff mit Vertrauen und Mut in seine Kraft und sein Können zu und hatte es nicht zu bereuen. Er hat aber auch wirklich seinen Beruf so aufgefaßt, wie es Saxer meinte. Von einer anderweitigen Konkurrenz hören wir nichts. Seine Bewerbung, von Bernegg aus abgesandt, hatte ohne weiteres Erfolg. Dierauer hatte seinen Posten fürs Leben gefunden und ist ihm ungefähr 40 Jahre treu geblieben.

Der angehende Professor hatte in St. Gallen ein vollgerütteltes Pensum zu erfüllen: neben Geschichte noch Deutsch, Geographie und Stenographie. Er widmete sich seiner Aufgabe mit ganzer Kraft, mit Verstand und Gemüt und saß bald fest im Sattel. Die Schüler lernten in ihm nicht nur einen Mann von Wissen, sondern auch von Charakter und einer seriösen Hoheit kennen, so daß man ihn einen „Fürsten unter den Lehrern“ genannt hat. Er hatte etwas Unnahbares in der Geschlossenheit seines Wesens, und nicht leicht war es, einen anderen Weg zu gehen als den, der von ihm vorgezeichnet wurde. Er trug frei vor und diktierte nachher das Wichtigste den Schülern. Das Geschriebene mußten sie genau so, wie er es gegeben, wiederholen, sonst kamen sie nicht gut weg. Lob hörte man selten aus seinem Munde; wenn er mit den Leistungen zufrieden war, so schwieg er und bekundete dies durch die erteilte Note. Erst wenn einer weiter ging, als nur seine Pflicht zu tun, das heißt wenn er sich etwa für eine Privatarbeit um Quellen an ihn wandte, konnte Dierauer sich ihm persönlich nähern und ihm entgegenkommende Hilfsbereitschaft zeigen. Diese Zurückhaltung gegenüber den meisten Schülern empfand er selbst nicht als vor-

bildlich; es war ihm offenbar nicht gegeben, so gemütlich und kameradschaftlich wie sein Kollege, der Deutschlehrer Ernst Gözinger, mit den Schülern zu verkehren. Aber Dierauer schätzte dessen Art und wurde sein Freund, hat auch mit großer Sympathie dessen Lebensbild entworfen.

Als Kollege war Dierauer gesellig, obgleich er auch hier sein Wesen nicht verleugnete und nicht mit jedem auf „Du“ stand. Aber er machte im Regellklub mit und amtierte zwölf Jahre als Präsident der Alters- und Witwenkasse zum Wohl der Lehrerschaft. Er schrieb die Geschichte der Kantonschule und wußte seine Kollegen gut zu charakterisieren oder, wenn nichts Gutes zu sagen war, mit Stillschweigen über ihre Schwächen hinwegzugehen. Den schönsten und wissenschaftlichen Anschluß fand er im St. Galler Historischen Verein, der unter ihm und seinen Mitarbeitern Hermann Wartmann und Gözinger eine schöne Blütezeit erlebte. Hier „taute“ Dierauer auf aus der Spannung des Berufslebens, hier hat er in ungezählten Vorträgen wohl auch geistig sein Bestes geleistet.

Vergessen wir darüber nicht das Familienleben! Auch in ihm hat Dierauer volles Genügen gefunden und wurzelte tief darin. Seine Frau, Lisette Brunner, eine Toggenburgerin aus guter Familie, Müllerstochter aus dem Neckartal, verstand es vortrefflich, „ihn mit einem Blicke ihrer treuen Augen oder mit einem scherzenden Worte über die trüben Stimmungen, die einen Lehrer doch hie und da beherrschen mögen, hinwegzuheben und mit ihrer weichen Hand die Falten zu glätten, die sich auf seiner Stirne zeigen wollten“, bekennt er selber dankbar. Und „Was ich ihr besonders hoch anrechnete: sie förderte meine historischen Arbeiten durch den warmen Anteil, den sie an ihrem Fortgang nahm. Unvergesslich ist sie uns geblieben und nie hätte ich mich entschließen können, ihr Andenken durch eine zweite Heirat gleichsam in den Hintergrund zu drängen.“ Zwei Töchter wurden ihm geschenkt, und in diesem Familienkreise fühlte er sich frei und heiter; seine Feierlichkeit oder Unnahbarkeit war hier nicht zu finden, wie uns seine Tochter bezeugt hat. Die Ehe dauerte 18 Jahre; es war für ihn eine glückliche Zeit, wie es die eben angeführten Stellen deutlich bekunden. Mit seinen Töchtern machte

er gerne Fußwanderungen, auf denen er öfters sang. Er verlangte Fleiß und Ernst von seinen Töchtern, wollte sie aber ja nicht zu „studierten Dämchen“ heranziehen. Die jüngere Tochter Mary wurde später seine Mitarbeiterin und Begleiterin auf seinen Studienreisen, während die ältere sich mit einem Kaufmann verheiratete und ihm später noch Enkel zuführte, mit denen sich der gelehrte Herr gern einließ.

Schon in den 70er Jahren übernahm Dierauer noch das Amt eines Stadtbibliothekars. Damit hatte er die Bücherschätze der „Badiana“ — so lautet der Name der Bibliothek zur Erinnerung an den St. Galler Reformator und Gelehrten Badian — zu seiner Verfügung und konnte sich immer mehr in die Geschichte seiner engern und weitem Heimat vertiefen. Zunächst zogen seine Schüler davon Gewinn; er schleppte gern schwere Folianten oder alte Holzschnitte und Stiche in die Schule hinüber, um den Unterricht recht anschaulich zu gestalten. Aber auch der historische Verein und im weitem Kreis der ganze Kanton bekam in Vorträgen die Früchte seines Fleißes und Geistes zu kosten. An Vereinstagungen, in lokalen historischen Gesellschaften zeigte er sich bereit, die Geschichte der Heimat einem gelehrten oder ungelehrten Publikum nahe zu bringen. Diese Vorträge finden sich dann meist gedruckt in kleineren Blättern und wirkten auch da noch auf viele. Sie galten zunächst der St. Galler Geschichte, bald aber auch der allgemeinen schweizerischen.

Der junge Dierauer war als Gelehrter ein kritischer Mann, der lange nicht alles gelten ließ, was die Volksüberlieferung für Geschichte hielt: Tell und Winkelried, diese Lieblingsgestalten des Volkes, stellte er als Sagen bei Seite und hielt sich als Historiker streng an das, was wirklich zu beweisen war. Auch die Appenzeller Frauen in der Schlacht am Stoß und den Uli Rotach verwies er aus dem Bereich der Geschichte. Er war der Meinung, daß die Geschichte nichts an Reiz verliere, wenn sie streng auf dem Boden der Tatsachen bleibe. Doch ließ er die Sage als Sage gelten, das heißt er erkannte das Schöne, Poetische daran und wußte wohl auch, daß sich nicht alle Leute zu seinem nüchternen Standpunkt erheben mochten.

Als in den 80er Jahren in einer großen deut-

schen Sammlung von Staatengeschichten auch eine Darstellung der Schweizergeschichte erscheinen sollte, suchte man nach einem Gelehrten, der diese große Aufgabe mit Geschick und Sachkenntnis durchführen könnte. Die Wahl fiel auf Dierauer, den sein Freund Wartmann, der wohl wußte, was für bedeutende Fähigkeiten in ihm lagen, warm empfohlen hatte. Dierauer zögerte; das war doch mehr eine Arbeit für einen Universitätsprofessor als für einen Gymnasiallehrer; aber Wartmanns Aufmunterung und sein eigener Trieb brachten ihn dazu, die Aufgabe zu übernehmen. Er war 37 Jahre alt, als der Ruf an ihn trat; mit 75 Jahren, also nach fast 40jähriger Arbeit, durfte er mit Stolz auf ein fünfbandiges Standardwerk schauen, das er dank seiner bedeutenden Fähigkeiten und seiner Ausdauer vollendet hatte (Geschichte der Eidgenossenschaft von den Anfängen bis 1848). Das ist eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, daß es sich um die unendlich verästelte Geschichte von 25 Kantonen handelt, die erst spät zu einer gewissen Einheit zusammenwuchsen und von denen eigentlich jeder seine eigene Entwicklung hatte. Es bedurfte dazu der Durcharbeitung von Quellen und Einzeldarstellungen, von dessen Umfang sich der gewöhnliche Leser kaum eine Vorstellung macht. Denn alles mußte streng wissenschaftlich belegt, nichts durfte aufs Geratewohl oder auf bloße Vermutungen hin behauptet werden. Die sehr ausgiebigen Anmerkungen unter dem Strich geben uns eine Ahnung, wie sorgfältig und gründlich die Vorarbeiten waren, denen sich Dierauer zu unterziehen hatte. Aber — und das ist nun ein besonderer Vorzug seiner Schweizergeschichte vor andern gelehrten Werken — nirgends bleibt der Forscher in dem ungeheuren Material stecken, sondern überall beherrscht er es, steht darüber, wählt aus und faßt meisterhaft zusammen. Wir haben hier freilich nicht eine sogenannte populäre Geschichtsdarstellung vor uns; in dieser Beziehung, auch im Hinblick auf Kulturgeschichte, bietet die ungefähr gleichzeitig erschienene des Zürchers Karl Dändliker mehr Befriedigung. Dafür ist der Darstellung von Dierauer eine wundervolle Sammlung auf das Wesentliche eigen; sie ist kurz und bündig, genau und solid geschafft wie ein rechter Bau, gut gegliedert und zusammen-

gefaßt, ohne Phrasen und ohne Weitläufigkeit. Wenn man sie studiert, bemächtigt sich unser eine gewisse Sicherheit; man hat den Eindruck, daß man dem Verfasser ruhig folgen dürfe. Er wird, auch wenn seither die Erforschung unserer Landesgeschichte natürlich Neues zutage gefördert hat, kaum je ganz fehl gegangen sein, weil er sich eben an die Quellen hielt. Solche Werke veralten nicht leicht; sie geben eine Grundlage, auf der man weiter bauen kann.

Das Werk fand von Band zu Band freudige Aufnahme im In- und Ausland, bei Schweizern deutscher und welscher Zunge. Denn mit Unterstützung des Bundes erschien es auch in französischer Sprache, eine seltene Auszeichnung für ein Geschichtswerk. Die Regierung des Kantons und der Bundesrat anerkannten in würdigen Schreiben die Leistung Dierauers, und mehrere Universitäten und gelehrte Gesellschaften wetteiferten in ihren Ehrungen des Gelehrten miteinander. Auch fehlte es nicht an Anfragen von Basel und Zürich, ja sogar aus Deutschland, ob Dierauer geneigt wäre, einen Ruf als Universitätsprofessor anzunehmen. Aber mit stolzer Bescheidenheit lehnte der Gymnasiallehrer diese „Versuchungen“ ab mit der Begründung, er fühle sich in St. Gallen an seinem Platz und wolle seine Freunde nicht verlassen. Daheim wußte man diese Treue zu würdigen, indem man ihn in seinem Schulpensum erleichterte, so daß er sich nun besser der großen Aufgabe widmen konnte, die er übernommen hatte.

Trotz dieser, man darf wohl sagen riesigen Leistung als Gelehrter war Dierauer kein bloßer Studierstubenmensch. Er sah sich gern in der Welt um, zunächst auf weiten Wanderungen in der engern und weitem Heimat, dann aber auch im Ausland. Mehrmals finden wir ihn in den Ferien im bayerischen und österreichischen Alpenland, und Italien durchstreifte er zu verschiedenen Malen bis hinunter nach Sizilien. Besondern Gewinn

und Genuß brachte ihm eine Reise nach Griechenland, die er allein ausführte, während ihn sonst meist seine Tochter Mary begleitete. Da genoß er nicht nur die Kunstwerke von Hellas, sondern auch Gastfreundschaft bei einfachen Leuten und fühlte sich ganz beglückt darüber. Er war und blieb bis zuletzt eine genußfreudige Natur im schönsten Sinne des Wortes.

Auch für diesen großen Arbeiter kam schließlich der Feierabend. Seine Kräfte nahmen, als er die 70 überschritten hatte, allmählich ab. Zuerst trat er von der Kantonschule zurück und behielt nur noch das Amt des Bibliothekars; dann mußte er die Vorträge in seinem lieben Historischen Verein einstellen, Kuren machen, die nicht mehr viel nützten, bis endlich, kurz vor dem 78. Geburtstag, sein Herz am 14. März 1920 stille stand. Nur 14 Tage war er krank gewesen, und bis in die letzten Tage hatte er sich noch an den Korrekturen zum 5. Band der Schweizergeschichte zu schaffen gemacht. Er entwarf noch selber den Text seiner Todesanzeige. Sein Ende war sanft und friedlich.

Das Leben und Wirken dieses Mannes hat etwas Vorbildliches. Von Jugend an hat er immer seine Kräfte voll eingesetzt und zum Wohl des Ganzen verwendet. In Familie, Beruf und Wissenschaft war er ganz zu Hause, fest eingewurzelt und fruchtbar wirkend. Man möchte mit den Worten des Dichters Chamisso in der „Älten Waschfrau“, einem Gedicht, das auch Dierauer besonders schätzte, mit einer kleinen Änderung, ausrufen:

„Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Manne gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
In meiner Sterbestunde haben.“

Th. Greherz.

**Das, was zumal unserer demokratischen Freiheit Kraft, Gehalt
und Ausrichtung verleiht, das ist der im Volk
lebendige christliche Glaube**